

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nusseibeh, Sari
Es war einmal ein Land

Ein Leben in Palästina

Aus dem Englischen von Gabriele Gockel, Katharina Förs und Thomas
Wollermann, Kollektiv Druck-Reif. Mit einem Bildteil

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4086
978-3-518-46086-3

suhrkamp taschenbuch 4086

Mit seinem autobiographischen Roman *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* entführte uns Amos Oz in das Jerusalem der 40er Jahre. Jetzt antwortet Sari Nusseibeh mit der Chronik eines Lebens in Palästina: *Es war einmal ein Land*. Der palästinensische Hochschullehrer und PLO-Diplomat, der im arabischen Teil Jerusalems aufwuchs, keine fünfzig Meter entfernt von Amos Oz, ist ein Pendler zwischen den verfeindeten Seiten. In seiner Autobiographie erzählt er seine eigene Geschichte und die seines Volkes – und entwirft die Vision eines Landes, in dem Muslime, Juden und Christen harmonisch zusammenleben.

»Ein feinsinniges, trauriges und humorvolles Erinnerungsbuch, das neues Licht auf die Tragödie des Israel-Palästina-Konflikts wirft, zugleich ein lebendiges Bild der palästinensischen Gesellschaft.«

Amos Oz

Sari Nusseibeh, geboren 1949, ist seit 1995 Präsident der Al-Quds-Universität, der einzigen arabischen Universität in Jerusalem, an der er auch Philosophie lehrt. Von 2001 bis 2002 war er Statthalter der PLO in Jerusalem. Er lebt mit seiner Familie in Jerusalem. 2003 wurde er mit dem Lew-Kopelew-Preis für Frieden und Menschenrechte ausgezeichnet.

Anthony David ist Autor des Buches *The Patron: A Life of Salman Schocken, 1877-1959* und Herausgeber der Briefe und Tagebücher von Gershom Scholem.

Sari Nusseibeh

Mit Anthony David

Es war einmal ein Land

Ein Leben in Palästina

Aus dem Englischen von
Gabriele Gockel, Katharina Förs
und Thomas Wollermann

Kollektiv Druck-Reif

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Once Upon a Country: A Palestinian Life*

Umschlagfotos: Getty Images/Sari Nusseibeh

Für meinen Vater

suhrkamp taschenbuch 4086

Erste Auflage 2009

© Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2008

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der

Antje Kunstmann GmbH, München

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46086-3

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO O9

Es war einmal ein Land

PROLOG

EIN MÄRCHEN



VOR VIERZIG JAHREN eroberte die israelische Armee den Ostteil Jerusalems, der Stadt, in der meine Familie seit den Tagen des Kalifen Omar gelebt hatte. Kurze Zeit später verliebte ich mich in Lucy. Alle, nicht zuletzt wir selbst, fanden damals, dass wir überhaupt nicht zueinander passten. Wir studierten beide in Oxford – mehr hatten wir, zumindest oberflächlich betrachtet, nicht gemeinsam. Lucy war die Tochter John Langshaw Austins, eines der einflussreichsten zeitgenössischen Philosophen, und ich, neunzehn Jahre alt, war der Sohn eines Mannes, der seit zwanzig Jahren Funktionen in jenem unter jordanischer Verwaltung stehenden Teil Palästinas bekleidet hatte, welcher soeben innerhalb von sechs Tagen von der Landkarte gefegt worden war. Man erwartete, dass Lucy einen britischen Intellektuellen heiraten und selbst eine glänzende akademische Laufbahn absolvieren würde. Ich dagegen hatte meine Heimat verloren, und die alte Führungselite, der mein Vater angehörte, war in eine Krise gestürzt worden, von der sie sich nie wieder erholen sollte. Die Kinder der Privilegierten und Gebildeten, darunter auch meine fünf Geschwister, verließen in Scharen das Land.

Wahrscheinlich hätte die Liebe zwischen Lucy und mir weniger Missfallen erregt, wenn ich mich entschlossen hätte, im Exil zu bleiben. Aber ich wollte zurückkehren, und zwar mit ihr. Doch wie sollte ich die Tochter eines berühmten Oxforder Gelehrten darum bitten, mir in die kriegsgebeutelte, zur Festung ausgebaut, verarmte und besetzte Stadt Jerusalem zu folgen? Wie sollte ich ihr er-

klären, dass ich entschlossen war, mein Schicksal an einen Ort zu binden, der einem Pulverfass glich und gerade zwei Kriege hinter sich hatte, während sämtliche arabischen Führer bereits nach dem nächsten riefen? Allein der Versuch schien völlig absurd, und so schrieb ich stattdessen ein Märchen. Bei solch wichtigen Fragen nahm ich immer automatisch Zuflucht zur Dichtung. Damals stand ich ganz im Bann von Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*, woran sich bis heute nicht viel geändert hat, denn für mich zeigt das Buch, dass eine Kindergeschichte mehr sagen kann als ein Dutzend philosophischer Abhandlungen.

Märchen wurden mir, dem Kind einer zeitlos magischen Landschaft, sozusagen in die Wiege gelegt. Als meine arabischen Vorfahren vor dreizehn Jahrhunderten nach Jerusalem kamen, hatte die Zeit – und natürlich die alten jüdischen Propheten, die in den Gassen Jerusalems gewandelt waren – der Stadt bereits eine heilige Aura verliehen, die den aus der Wüste kommenden Neuling mit tiefer Ehrfurcht erfüllte. So stark war diese Ehrfurcht, dass ich sie noch tausenddreihundert Jahre später, wenn ich als Kind zum Laden an der Ecke ging, bis in die Fingerspitzen spürte. Manchmal, wenn ich die Kamele meines Onkels zwischen den Ruinen des Suk Al-Khawajat, des Suks der Goldschmiede, weiden sah, der den Nusseibehs seit undenklichen Zeiten gehörte, fühlte ich mich selbst wie eine Gestalt aus einem uralten Märchen. Ähnlich empfand ich, wenn ich einen anderen Onkel, den Türhüter der Grabeskirche, dabei beobachtete, wie er einen riesigen Schlüssel hervorzog und damit eine Tür aufschloss, die so dick war, dass sie ohne Weiteres einem Rammbock standhalten konnte. Dabei musste ich immer an die Geschichte von Petrus und dem Perlen- tor denken, die ich von meinen christlichen Freunden kannte. In einer Stadt, in deren engen und verwinkelten Gassen sich kein Panzer hätte bewegen können, vermittelte eine solch dicke Eichen- tür durchaus noch den Eindruck von Unbezwingbarkeit.

Nachdem Kalif Omar Jerusalem dem byzantinischen Reich weggeschnappt hatte, machte er den Ahnherrn meiner Familie

zum Hohen Richter von Jerusalem. Seitdem haben die Mitglieder meiner Familie der Heiligen Stadt als Richter, Lehrer, Sufigelehrte, Politiker und Türhüter der Grabeskirche gedient.

Vor diesem Hintergrund begann mein Märchen mit einem ebenso ehrlichen wie schlichten Satz: »Ach, wie sehne ich mich nach dem Heiligen Land!« Die Geschichte handelt von einem Engel, der ein englisches Mädchen namens Louise auf einem fliegenden Esel nach Jerusalem mitnimmt. Als Vorbild diente mir Mohammeds Nachtreise nach Jerusalem, die Lieblingsgeschichte meiner Kindheit. Eines Nachts bestieg der Prophet ein geflügeltes Ross namens Al-Burak – »der Blitz« – und unternahm die magische Reise, aus der im Lauf der Zeit die zahlreichen Geschichten von fliegenden Teppichen schöpfen sollten.

Ziel dieser Nachtreise war der Ort, an dem einst der Tempel Salomons gestanden hatte und an dem nach jüdischer Überlieferung Abraham Gott seinen Sohn Isaak opfern wollte. Genauer gesagt, landete Mohammed mit seinem Ross auf dem Felsen, auf dem der Überlieferung zufolge Adam geschaffen wurde und wo er nach seiner Vertreibung aus dem Paradies zum ersten Mal den Fuß auf die Erde setzte. (Es heißt, wer genau hinsieht, könne seine Fußabdrücke erkennen.) Von diesem Felsen stieg der Prophet dann in den Himmel auf, wo er Anweisungen für die abrahamitische Botschaft des Islam, das heißt, den Glauben an den einen Gott, erhielt.

In der Geschichte, die ich für Lucy schrieb, wird Louise von dem turbantragenden Engel auf dem Zauberesel in Jerusalem abgesetzt. Dort trifft sie eine Reihe von Gestalten, darunter einen Mr. Seems, der nicht das ist, was er zu sein scheint. Vor der Grabeskirche begegnet sie auch einem Wächter. Seit den Kreuzzügen steht er schlafend da, so unbeweglich wie der Blechmann im *Zauberer von Oz*, und mit ebenso traurigem Gesicht, denn es ist schon tausend Jahre her, dass er geschworen hat, sich erst wieder von der Stelle zu rühren, wenn Frieden herrscht im Heiligen Land.

Aber solange ich in Oxford war, brachte ich die Geschichte

nicht zu Ende. Louise gelangte zwar nach Jerusalem, aber dann wusste ich nicht mehr weiter. Sollte sie helfen, den Kreuzritter vor der Grabeskirche aufzuwecken? Würde sie dazu beitragen, dem Heiligen Land Frieden zu bringen? Ich wusste einfach nicht, wie es weitergehen sollte.

Und so blieb die Geschichte länger als fünfunddreißig Jahre in der Schublade, ohne Titel und unvollendet, und der Ritter schlief weiter. Dringendere Angelegenheiten – meine Arbeit an der Universität, die Familie, drei Jahrzehnte Krieg und Unruhen – kamen dazwischen. Erst als ich mich letztes Jahr auf einen Studienaufenthalt am Radcliffe Institute in Harvard vorbereitete, fiel sie mir wieder in die Hände. Ich las sie probeweise meiner zwölfjährigen Tochter Nuzha vor, die zu dieser Zeit mit Grippe im Bett lag. Und siehe da, sie fand den Beifall der eifrigen und kritischen Leserin, die selbst gerne Geschichten schrieb. Also packte ich das Manuskript zu den anderen Sachen, die ich mit nach Amerika nehmen wollte. Und während all die berühmten Mathematiker, Historiker und Biologen des Instituts lehrten und forschten, arbeitete ich dort an meinem Märchen.

Natürlich ging es mir nicht mehr darum, Lucy zu überreden, mit mir nach Jerusalem durchzubrennen. Inzwischen bewegten mich ganz andere Motive. Lucy und ich hatten Kinder, die mittlerweile selbst vor der Entscheidung standen, ob sie in einem Land bleiben sollten, das jetzt noch stärker von Tragik und Hass gezeichnet war als nach dem Sechstagekrieg. Konnte ich es verantworten, meinen Kindern das Leben in Palästina als Abenteuer auszumalen, wie ich es damals bei Lucy getan hatte? Ganz bestimmt würden sie darauf niemals so reagieren wie Louise in meiner Geschichte. (»Nein, wie aufregend ... Denk nur!«, sagte sie und schlug die Hände zusammen, als wollte sie beten.) Die einzige Möglichkeit, meine Kinder für eine Zukunft in Palästina zu gewinnen, bestand darin, ihnen eine Aussicht auf die Lösung des Konflikts mit Israel zu bieten. Also musste ich endlich den schlafenden Ritter vor der Grabeskirche aufwecken.

Nach einigen Wochen angestrenzter Arbeit hatte ich die Geschichte um ein paar neue Figuren und mystisch-sufistische Rätsel erweitert. Aber noch immer wusste ich nicht, wie ich den schlafenden Ritter wecken sollte. Kein Wunder, nach jahrzehntelangen erfolglosen Bemühungen schien es aussichtsloser denn je, den israelisch-palästinensischen Konflikt durch irgendeine Zauberformel aus der Welt zu schaffen. Der einstige Suk der Goldschmiede, den ich in meiner Kindheit so geliebt hatte, war inzwischen in der Hand einer messianisch-jüdischen Sekte, die in den Ruinen eine florierende Siedlung errichtet hatte – ein geschickt platzierter Dolch im Herzen des muslimischen Viertels. Schwerer wog jedoch, dass das Land von bewaffneten Konflikten zerrüttet war. Nach etlichen Selbstmordattentaten in israelischen Städten hatte die israelische Armee das Westjordanland erneut besetzt. Das Oslo-Abkommen war gescheitert, und was Arafats Regierung noch an Autorität in den besetzten Gebieten besaß, wurde von islamistischen Kräften unterhöhlt. Unterdessen nutzten die Israelis die Terroranschläge als Vorwand zur Errichtung eines sechs bis sieben Meter hohen »Sicherheitszauns«, der sich wie eine Giftschlange durch das Westjordanland windet. Jedesmal, wenn ich nach Jerusalem flog, um an einer Konferenz der Al-Quds-Universität teilzunehmen, folgten mir auf Schritt und Tritt zwei Leibwächter, sodass ich mir immer vorkam wie der Landvermesser K. in Kafkas *Schloss*. Hier, fernab vom friedlichen Neuenland, erinnerten sie mich ständig daran, wie tief und fest der Ritter meiner Geschichte noch schlief.

Des Rätsels Lösung kam mir im Flugzeug, das mich nach der Beerdigung von Präsident Arafat nach Boston zurückbrachte.

Ein paar Tage zuvor, als ich in meiner Dozentenwohnung am Skidmore College gerade die Vorlesung für den nächsten Tag vorbereitete, hatte ich eine dringende Botschaft aus Jerusalem erhalten. Präsident Arafat, geschwächt und isoliert in seinem zerstörten, von israelischen Panzern umstellten Amtssitz, war einer rätselhaften Krankheit erlegen, an der er schon seit Jahren gelitten

hatte. Bereits als ich ihm vor meinem Sabbatjahr das letzte Mal begegnet war, hatte er ausgezehrt und gebrechlich gewirkt. Nun aber hatte sich sein Zustand derart verschlimmert, dass man ihn nach Paris geflogen hatte, wo er wenige Tage später starb. Der Alte Mann, wie ihn die Palästinenser nannten, war nicht mehr. Ich brach noch am gleichen Abend meinen Aufenthalt im schönen Saratoga Springs ab und nahm das nächste Flugzeug nach Jerusalem.

Wie kaum anders zu erwarten, löste Arafats Tod wilde Spekulationen aus. Einige hatten sofort den sagenumwobenen israelischen Geheimdienst Shin Beit im Verdacht, Arafat vergiftet zu haben; andere munkelten über Aids, wieder andere erhoben Vorwürfe gegen rivalisierende palästinensische Splittergruppen oder gegen die PLO selbst. Manche Israelis meinten, endlich habe die göttliche Gerechtigkeit gesiegt, und stimmten Jubelgesänge an. »Die böse Hexe des Ostens ist tot«, erklärte ein prominenter Rabbi aus Brooklyn. Aber alle waren sich einig, dass mit Arafats Tod die Karten neu gemischt waren. In einer so tief in der Vergangenheit wurzelnden Welt wie der unseren wird die Wahrheit unweigerlich von einer dicken Legendenschicht überlagert

Bei meiner Ankunft auf dem Ben-Gurion-Flughafen am folgenden Morgen erwarteten mich bereits meine beiden Leibwächter, und wir fuhren gleich nach Ramallah. Arafats Leichnam sollte drei Stunden später per Hubschrauber aus Kairo eintreffen.

Da wir damit rechneten, dass die Straße nach Ramallah verstopft sein würde, wählten wir einen Umweg und näherten uns der Stadt von Westen. Die israelische Armee, die ausländische Würdenträger und auch ein paar israelische Sympathisanten erwartete, ließ uns die Straßensperren ohne größere Behinderung passieren, sodass wir nach einer Stunde die Büros der »Volkskampagne für Frieden und Demokratie« (arabisches Akronym: HASHD) erreichten.

Hier war ein bunt gemischter Haufen junger Palästinenserführer, die fast alle schon israelische Gefängnisse von innen gesehen

hatten, mit der Herstellung schwarzer Flaggen und Spruchbänder beschäftigt, auf denen zu lesen stand: »Die Volkskampagne trauert um Arafat«. Bei der Beisetzung sollten auch fünfzigtausend Flugblätter mit einem Aufruf zur Gewaltfreiheit und der Forderung nach einer Zwei-Staaten-Lösung mit Israel verteilt werden.

Von dort ging es weiter zur Mukata, Arafats zerstörtem Hauptquartier und Amtssitz am Stadtrand. Meine Kollegen hatten eine Sondererlaubnis für mich erwirkt, den VIP-Eingang zu benutzen, doch als wir ankamen, fanden wir das große eiserne Tor verschlossen vor. Palästinensische Sicherheitskräfte hielten mehrere Hundert Menschen zurück, die lautstark Einlass begehrten. Meine Leibwächter bahnten mir einen Weg durch die Menge. »Der Präsident der Al-Quds-Universität!«, riefen sie den Sicherheitskräften zu. Auf einmal öffnete sich wie auf Kommando ein schmaler Spalt im Tor, eine Gruppe palästinensischer Sicherheitsleute schlängelte sich heraus, hob mich hoch und zog mich hinein. Unmittelbar hinter mir schlug das Tor wieder zu. Das Hämmern und Rufen der Menge dröhnte in meinen Ohren. Ich zog mein Kettchen mit den blauen Sorgenperlen aus der Tasche und ließ es durch die Finger gleiten.

Nachdem ich so in die Anlage gelangt war, ging ich hinauf in die Büros der PLO. Dort entdeckte ich etliche bekannte Gesichter, darunter hochrangige PLO-Führer wie Premierminister Abu Ala sowie eine Reihe einflussreicher Persönlichkeiten aus dem Gazastreifen, die ich aufgrund der israelischen Reisebeschränkungen seit Jahren nicht gesehen hatte.

Alle warteten auf den Hubschrauber mit Arafats Leichnam. Als er endlich am Horizont auftauchte, hatten bereits Hunderte das Tor gestürmt und waren über die Mauern geklettert. Alles war voller Menschen – mitten unter ihnen sogar ein friedliches Grüppchen der Mun-Sekte aus Maryland.

Ich verließ die miteinander flüsternden Würdenträger und ging nach unten in den überfüllten Hof. Das gesamte Gelände, etwa so groß wie vier Fußballfelder, war schwarz vor Menschen.

Junge Arafat-Anhänger waren auf Schutthaufen geklettert und reckten die Hälse. Es herrschte eine seltsam erwartungsvolle, fast ausgelassene Stimmung. Die feierliche Rezitation des Koran wurde von der laut skandierenden Menge übertönt.

Dann schwebte der Hubschrauber eine ganze Weile über der Anlage, weil er wegen der vielen Menschen nicht landen konnte. Die Menge stürmte vorwärts, manche auf den Schultern von anderen, und jeder versuchte, so nahe wie möglich an den landenden Hubschrauber heranzukommen. Die Emotionen kochten hoch, vereinzelte Rufe wurden zu Sprechchören, es war wie in einer Sportarena: »Mit unserem Blut, mit unserer Seele gehören wir dir!« Liebevoll nannten sie Arafat »Abu Ammar«, »Vater von Ammar«. Die Menschen schienen nicht glauben zu wollen, dass ihr Führer tot war. Vielleicht hofften sie, es sei wieder nur eines seiner abenteuerlichen Kunststückchen, so wie damals, als er eine Bruchlandung in der Sahara mit nur ein paar Kratzern überlebt hatte. Mancher dachte wohl, der Alte Mann könne sogar dem Tod ein Schnippchen schlagen.

Die Menge schob sich immer weiter vor, die Sprechchöre wurden lauter, ebenso das Knattern der in die Luft abgegebenen Schüsse und die laut rezitierten Koranverse. Vor mir fiel ein Mann in Ohnmacht; ich erkannte ihn als Mitglied des Zentralkomitees der Fatah, der Fraktion Arafats innerhalb der PLO. Die dicht gedrängte Menge hatte ihm einfach die Luft abgedrückt. Andere wurden von herabfallenden Kugeln getroffen und stürzten zu Boden.

Schließlich gelang es dem Hubschrauber zu landen. Aus der Ferne beobachtete ich, wie die Menge Arafats Sarg aus der Ladebucht riss. Von Hunderten Händen getragen, wurde er mal in die eine, dann wieder in die andere Richtung gezerrt. Alle wollten ihn berühren wie eine wundertätige Reliquie.

Ich wurde gegen eine Wand gedrückt, und mein allgemeines Unbehagen wurde durch die leeren Patronenhülsen, die auf mich herabregneten, und den unter dem Gewicht der Zuschauer von

den Balkonen rieselnden Putz nicht gerade gemildert. Da ich Angst hatte, unter dem Gebäude begraben zu werden, und außerdem genug gesehen hatte, beschloss ich, die Beerdigung nicht abzuwarten. Ich hatte meine Pflicht getan und dem Toten die letzte Ehre erwiesen.

Unauffällig machte ich mich davon und ließ mich von den Leibwächtern zu Freunden nach Ramallah fahren, wo ich mir den Rest der Zeremonie im Fernsehen anschaute.

Auf dem Rückflug nach Boston wanderten meine Gedanken immer wieder von meiner Lektüre, der großartigen Autobiografie von Amos Oz mit dem Titel *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*, zu Arafats Vermächtnis und der Zukunft Palästinas. Und ich begann zu überlegen, wie ich mein Märchen zu Ende führen konnte.

Wie würde es weitergehen?, so fragte ich mich irgendwo hoch über dem Mittelmeer. Vierzig Jahre lang hatte Arafat geschickt mit den verschiedenen Gruppierungen, Interessen und Ideologien jongliert. Nun machten sich viele Palästinenserführer, mit denen ich in Ramallah gesprochen hatte, große Sorgen. Würden die Kinder jetzt, da der Vater tot war, übereinander herfallen? Würden die Hamas und andere islamistische Extremisten das Vakuum füllen? Würde unsere Nation auseinanderbrechen? Nur in einem war ich mir sicher: Palästina würde sich nicht in ein waffenstarrendes Chaos verwandeln wie der Irak nach dem Sturz Saddam Husseins. Arafat war kein verrückter arabischer Despot gewesen, er hatte sich nie als gottgleicher Pharao aufgespielt. Er hatte eine zersplitterte Nation geeinigt, aber sie war nicht seine Schöpfung.

Ich wandte mich wieder dem Buch zu. Mehr als einmal war ich Amos Oz auf Friedenskundgebungen, bei Demonstrationen und bei Diskussionen zwischen palästinensischen und israelischen Intellektuellen begegnet. Ich bewunderte die sprachliche Schönheit seiner Autobiografie, besonders ergreifend aber fand ich die Beschreibung seiner Kindheit in den Fünfzigerjahren.

Amos Oz wurde geboren, als Hitler Polen überfiel, und er war

neun Jahre alt, als 1948 der erste Israelisch-Arabische Krieg ausbrach. Seine Schilderungen einer Parallelwelt auf der anderen Seite des Konflikts war für mich eine Art Offenbarung.

Als kleiner Junge saß Amos Oz auf dem Fußboden der kleinen, dunklen Wohnung seiner Eltern und ersann komplizierte Militärstrategien zur Verteidigung des jüdischen Volkes. Seine kindliche Fantasie war erfüllt vom Dröhnen der Kampfjets und kühnen Vorstößen über feindliche Linien, doch er wusste nichts von den uralten, mit Kopfstein gepflasterten Gassen der Altstadt oder vom Haram el-Scharif, dem »Edlen Heiligtum«, wo Mohammed mit Al-Burak gelandet war. (Juden und Christen nennen diesen Ort Tempelberg.) Auch hatte er keine Ahnung, wie sehr meine Mutter unter dem Unrecht litt, das ihr eben jene zionistische Bewegung angetan hatte, der Amos Oz sein Leben verdankte. Araber kamen in seiner Geschichte kaum vor, die Welt meiner Kindheit war ihm völlig unbekannt. Russische und osteuropäische Literatur, ja, dazu jüdische Gelehrte und Historiker, Nietzsche, Marx und Freud, all das kannte er – aber nicht die dunklen Gestalten jenseits des Stacheldrahts in der geteilten Stadt. Was die Juden am meisten beschäftigte, war der Gedanke an die Vernichtungslager der Nazis, denen sie mit knapper Not entronnen waren.

Ich war keine fünfzig Meter von Amos Oz entfernt auf der anderen Seite jenes befestigten Niemandslands aufgewachsen, das infolge des ersten Israelisch-Arabischen Krieges entstanden war.

Dass die Araber in den Kindheitserfahrungen von Amos Oz praktisch nicht vorkamen, veranlasste mich, darüber nachzudenken, wie ich selbst groß geworden war. Was hatten meine Eltern von seiner Welt gewusst? Hatten sie von den Vernichtungslagern gehört? Waren nicht beide Konfliktparteien so auf ihre je eigene Tragödie fixiert, dass sie einfach vergaßen oder nicht hören wollten, was die andere Seite zu erzählen hatte? Ist diese Unfähigkeit, sich das Leben der »anderen« vorzustellen, nicht der Kern des israelisch-palästinensischen Konflikts?

Ich legte das Buch beiseite und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Sie wanderten zu meiner Kindheit und meinen fünfundzwanzig Jahren in der Politik, ich dachte an all das Blutvergießen, das der sinnlose Hass erzeugt hatte, und schließlich an den Kreuzritter, den ich vor mehr als fünfunddreißig Jahren vor der Grabeskirche verlassen hatte, weil mir nicht einfallen wollte, wie ich ihn erlösen sollte. Auf einmal stand das, worauf ich damals nicht gekommen war, klar und deutlich vor mir.

Ich holte meinen Laptop hervor und begann zu tippen. Nun hatte meine Geschichte vier Hauptfiguren: Abdul, den Sohn des Türhüters, der den Schlüssel zur Grabeskirche verwahrt; Louise, das kleine englische Mädchen; Amos, einen jüdischen Jungen; und einen Zauberer, der nahe dem Ecce-Homo-Bogen in der ehemaligen Wohnung eines sehr weisen Sufigelehrten wohnt.

Der Schlüssel zur Erweckung des Ritters liegt im süßen Duft des Geißblatts. Eine Wahrsagerin führt Louise erst zu Abdul, dann zu Amos. Die drei gehen zum Ecce-Homo-Bogen und befragen den Zauberer, der ihnen das Geheimnis enthüllt. Die drei müssen gemeinsam den Boden bestellen, bis die Blüten des Geißblatts erscheinen und sich ihr befreiender Duft über die Stadt ausbreitet.

KAPITEL I

DER SCHLÜSSEL



ALS ICH EIN KIND WAR, erzählte mir mein Vater, wir Nusseibeh entstammten einem alten Geschlecht von Dieben. Alle Familiendynastien, erklärte er mir halb im Ernst und halb im Spaß, seien auf Raub gegründet. Ich glaube, er wollte sich damit über den Stolz vieler Araber auf ihre Wurzeln lustig machen. Deshalb ermahnte er mich immer wieder, in der Gegenwart zu leben. Zwar habe ich nie genau herausgefunden, wer denn diese Räuber gewesen sein sollen, doch habe ich genügend Grabsteine gesehen, in deren halb verwitterte Kalkschicht die Namen einer tausenddreihundert Jahre alten Ahnenreihe gemeißelt waren, deren Spur sich im Wüstensand Arabiens verlor.

Die Geschichte meiner Familie in Jerusalem beginnt mit Mohammeds Nachtreise. Kurz nach dieser legendären Pilgerfahrt zog der Prophet mit wenigen Getreuen von Mekka nach Medina. Am Rand dieser Wüstenstadt hatte Mohammed seine ersten Gefolgsleute gefunden: vierzehn Stammesführer, die ihm und dem Islam Gefolgschaft schworen.

Angesichts des heute vorherrschenden Bilds von der Rolle der Frau im Islam mag es überraschen, dass vier dieser Stammesführer Frauen waren, eine davon Nusaybah, vom Kriegerstamm der Chasradsch. Nach der Rückkehr des Propheten von seiner Nachtreise richteten er und seine Gefolgsleute, auch Nusaybah und ihr Clan, ihre Gebete gen Jerusalem.

Nusaybah, die Ahnherrin meiner Familie, war eine tapfere Kämpferin, die den Propheten auf dem Rücken ihres Pferdes mit Leib und Leben geschickt verteidigte. Selbst als in einer Schlacht

zwei ihrer Söhne fielen und sie ein Bein verlor, gab sie nicht auf. Die islamischen Chronisten berichten, Mohammed sei von ihrer Tapferkeit so beeindruckt gewesen, dass er ihr und all ihren Nachkommen einen Platz im Paradies versprach.

Zu den Lieblingsgeschichten meiner Kindheit gehört der Einzug des Kalifen Omar in Jerusalem im Jahr 638 n. Chr. Zu diesem Zeitpunkt waren Mohammed und der erste Kalif (was so viel wie »Nachfolger des Propheten« bedeutet), Abu Bakr, bereits gestorben. Omar der Gerechte war der zweite Kalif.

Der spannendste Teil der Geschichte war für mich die Eroberung der Stadt. Wie alle kleinen Jungen lauschte ich gerne Erzählungen von Reitern auf edlen Pferden, die sich mit blankem Säbel ihren Weg durch glücklose Feinde bahnen. Doch Omars Einnahme von Jerusalem verlief völlig anders.

Für den Muslim Omar war Jerusalem eine ganz besondere Stadt. Hierhin hatte das Wunder seinen Lehrmeister, den Propheten, in der Nachtreise geführt, hier hatte er mit Abraham, Moses und Jesus neben dem Himmelfahrtsfelsen gebetet. Eine solche Stadt konnte man nicht mit dem Schwert erobern. Gewalt und Blutvergießen, die ihm anderswo zum Sieg verholfen hatten, sollten Jerusalem nicht beschmutzen.

Als die Jerusalemer nach den Kapitulationsbedingungen fragten, verlangte Omar, Sophronius, der Patriarch von Jerusalem, solle ihm bis vor die Tore der Stadt entgegenkommen. Auf Omars Befehl stellten derweil die muslimischen Truppen, welche die Stadt eingeschlossen hatten, ihre Kämpfe ein.

Zum festgesetzten Zeitpunkt trat Sophronius, angetan mit seinem goldenen Amtsgewand, vor die Tore der Stadt. Er erwartete, einem fürstlich gekleideten Eroberer gegenüberzutreten. So war er überrascht, nur einen einfach gekleideten Mann mit einem Kamel anzutreffen, auf dem sein Diener saß. Der bescheiden gekleidete Befehlshaber der muslimischen Armee versprach Sophronius, die Einwohner, ihr Eigentum und die heiligen Stätten Jerusalems zu verschonen. Bewegt von dieser Bürgschaft, übergab